

# Die Tiroler „Russin“ – von der Verschleppung zur Entschädigung

Ein Fallbeispiel aus der Werkstatt lebensgeschichtlicher Rekonstruktion

*Heinz Blaumeiser*

## Zur Einführung

Frau Kaser kam 1941 als 18-Jährige aus der Ukraine zur Zwangsarbeit nach Tirol, blieb über den Krieg hinaus bei ihrer Arbeit, wurde eingebürgert und ist hier alt geworden. Ihr verschwiegenes Leben kam nur zufällig zutage, und im Wechsel lebensgeschichtlicher mit zeitgeschichtlichen Rekonstruktionen fügten sich verstreute Bruchstücke nicht immer glatt zu plausiblen Bildern. Schicksale wie das ihre standen dem Versöhnungsfonds vor Augen, als er auch 200 ‚österreichische‘ Zwangsarbeiter entschädigte.

Der Beitrag betont auch forschungspraktische Widernisse und Unzulänglichkeiten sowie methodische Probleme der biographischen Arbeit, macht aber auch deutlich, wie bei diesem personenzentrierten Zugang die Subjekte der Forschung ihre Geschichte ein Stückweit ‚los‘ werden können, was historische Buchwahrheiten und Entschädigungszahlungen alleine kaum vermögen.

Schon der fehlende Anmerkungsapparat macht den essayistischen Charakter dieses Werkstattberichts kenntlich. Er wechselt auch bewusst immer wieder die Ebenen: zwischen Details einer erzählten Lebensgeschichte und Exkursen in die ‚große‘ Geschichte historischer Abhandlungen oder in ‚kleine‘ Lokalgeschichten; zwischen Schilderungen konkreter Funde von Belegstücken und Reflexionen inhaltlicher, methodischer, forschungsethischer Fragen; zwischen Kerngehalten der rekonstruierten Vergangenheit und dem Hier und Jetzt des forschenden ‚Werkens‘.

## Wie der Zufall arbeitet

Seit zehn Jahren biete ich am Innsbrucker Institut für Erziehungswissenschaften zweisemestrige Proseminare zur theoretischen wie praktischen Einführung in Methoden lebensgeschichtlicher Forschungs- und Bildungsarbeit an. Dabei bearbeiten die Studenten in kleinen Teams selbst gewählte Projekte zu Einzelaspekten früherer Kinderwelten mit einem betont sozialwissenschaftlichen Zugang, entsprechend meiner Herkunft aus der sozial- und alltagsgeschichtlichen „Wiener Schule“ von Michael

Mitterauer.<sup>1</sup> Wegen generationaler Prägungen individueller Lebensgeschichten muss ich Wert legen auf elementare Kenntnisse der Zeitgeschichte, doch sind unter den Studenten kaum Historiker, und ich selbst bin insbesondere für NS-Geschichte kein Fachmann. Stärker verfolge ich die Zielsetzung, Studierende im Blick auf neue pädagogische Berufsfelder für ältere Menschen und professionelle Altenarbeit zu interessieren.

So gab es im Studienjahr 1998/99 eine Studentin polnischer Abstammung, die sich auf Fragen des Lehrerbilds konzentrierte, wie es sich heutigen älteren Menschen aus ihrer Schulzeit eingeprägt hat. Sie kam in guten Kontakt mit einer älteren Frau, bei der sie „auch einen slawischen Akzent“ heraushörte, die dann aber zugeben musste, nie eine Schule besucht zu haben. Daraufhin schwenkte die Studentin zur pädagogisch nicht weniger reizvollen Frage nach Lernen ohne Schule. Bei unserer seminaristischen Reflexion der Interview-Erfahrungen und in ihrer Seminararbeit erwähnte sie zwar, dass ihre Partnerin in der Ukraine aufgewachsen sei, doch spielte dieser Umstand für ihr neues Thema keine zentrale Rolle.

Zum Abschluss jener Lehrveranstaltung organisierte ich einen gemeinsamen Ausflug aller Studenten mit ihren Gesprächspartnern. Dabei stellte mir nun diese polnische Studentin auch ‚ihre‘ Frau Kaser vor, deren tirolerischer Dialekt in der Tat eigenartig gefärbt war. Die Unterhaltung ließ sich schleppend an. Eher aus Verlegenheit um Gesprächsstoff als aus echter Neugier fragte ich Frau Kaser schließlich, wie sie denn nach Österreich gekommen sei. „Verschleppt, zur Zwangsarbeit, do noch Zirl!“ antwortete sie. Dann kramte sie aus ihrer Handtasche zwei abgegriffene Ausweisfotos hervor: eine Jugendliche mit kurzen Haaren und Seitenscheitel, einmal in einem karierten Kleid, das andere Mal in einem weißen Arbeitskittel. Auf dem ersten Foto trug sie eine Tafel mit der handgeschriebenen Ziffer 207 um den Hals, auf dem zweiten war es eine 23 auf einem Zettel, der auf das Kleid geheftet war – meine stille Assoziation: Häftlingsfotos. Ohne Frau Kasers Versicherung „Das bin i, domols“ hätte ich bei der Frau neben mir keine Ähnlichkeit mit diesem etwas drallen Mädchen von vielleicht 18 Jahren bemerkt.

Die beiden Fotos machten gleich die Runde, und auch wegen des Semesterendes war mir nicht danach, weiter nachzubohren. Zudem bin

1 Vgl. Heinz BLAUMEISER/Elisabeth WAPPELSHAMMER, Zwischen Ich-Geschichte und Gesellschaftsgeschichte. Lebensgeschichtliche Reflexion in der Erwachsenenbildung. In: Wiener Wege der Sozialgeschichte. Themen – Perspektiven – Vermittlungen (Kulturstudien 30), hg. v. Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien, Wien 1997, S. 441–460.

ich vielleicht schon etwas abgestumpft nach all den alten Damen, die im Zuge lebensgeschichtlicher Interviews kleine Fotos hervorholen, um verstorbene Ehemänner oder jüngste Enkelkinder vorzuführen.

Erst bei der Rückfahrt im Bus kam mir in den Sinn, dass mein abge- senktes Interesse womöglich eine abgründigere Problematik abwehrte, und so fragte ich Frau Kaser beim Abschied, ob sie vielleicht einmal zu Gesprächen „über diese Sache mit der Verschleppung“ bereit sei. Das bejahte sie zwar, mehr aber beschäftigte sie, dass sie ihre beiden Fotos nicht mehr fand. Nur weil ich mich darum zu kümmern versprach, notierte ich mir Anschrift und Telefonnummer – die Fotos fanden sich dann eh in ihrer Handtasche wieder. Es begannen die Sommerferien, und das Thema Zwangsarbeit lag ohnehin abseits meiner Arbeiten und Interessen. Zudem kamen mir schon nach diesem kurzen Kontakt lauter recht einfache Fragen, auf die ich keine Antwort wusste:

- Hatten nicht große Teile der ukrainischen Bevölkerung im deutschen Ostfeldzug die Befreiung von der Sowjetunion erhofft?
- Was hieß unter solchen Umständen „Verschleppung“, zumal von der Arbeit auf einer Kolchose?
- Wie erfolgte die Zuteilung von Zwangsarbeitern und ihre behördliche Verwaltung? In welchen Aktenbeständen ließen sich ihre Wege nachverfolgen?
- Gab es nicht auch recht erträgliche Lebensverhältnisse von Zwangsarbeitern – was sollte es in Zirl schon Schlimmes gegeben haben?
- War das nicht alles harmlos verglichen damit, was die ukrainische Bevölkerung unter NS-Verwaltung und gar beim Rückzug deutscher Truppen mitmachte?
- Wie wurde mit Zwangsarbeitern verfahren, die nach Kriegsende nicht in ihre Heimat zurückkehrten? Welchen Status hatten sie in Österreich, ehe sie hier – wann und wie? – die Staatsbürgerschaft erhielten?
- Hatten Zwangsarbeiter, die den Krieg überlebten und hier blieben, nicht überhaupt das große Los gezogen gegenüber allen, die in den sowjetischen Einflussbereich zurückkehrten?

Derartige Fragen bestätigten mir auch, dass ich kein NS-Spezialist war und ein Vertrautwerden mit solchen Themen eines Aufwands bedurfte, den ich mir neben meinen sonstigen Arbeiten nicht leisten sollte.

Aber dann rückte die Entschädigung von Zwangsarbeitern ins öffentliche Interesse, und das Versöhnungsfonds-Gesetz kam auf seinen parlamentarischen Weg. Einige Kollegen, die ihre langjährig erarbeiteten Kenntnisse und Kompetenzen in die Historikerkommission einbrachten, ermunterten mich, den Fall ‚meiner‘ Zwangsarbeiterin aufzugreifen, weil

die wenig erforschte Minderheit von eingebürgerten Zwangsarbeitern und die Frage ihrer allfälligen Entschädigung von der Kommission kaum würde bearbeitet werden können. Einen letzten Anstoß gab die ORF-Journalistin Christl Finkenstedt, die eine ‚geeignete‘ Zwangsarbeiterin suchte, an deren Geschichte die aufkommende öffentliche Debatte durch neue Facetten zu bereichern wäre.

So nahm ich den Kontakt mit Frau Kaser doch wieder auf, führte mehrere Gespräche und vermittelte auch Termine zu ORF-Aufzeichnungen. Zusammen mit den lebensgeschichtlichen Interviews meiner polnischen Studentin wurden mit Frau Kaser insgesamt acht lebensgeschichtliche Gespräche weitgehend methodisch kontrolliert geführt und in wichtigen Passagen auch aufgezeichnet.

### Analphabet – kyrillisch und lateinisch

Frau Kaser besuchte keine Schule und lernte weder in der Ukraine noch später in Tirol Lesen oder Schreiben. Ein Leben lang konnte sie weder kyrillische noch lateinische Texte lesen oder schreiben. Selbst Abkürzungen wie EU oder ÖVP erkennt sie nicht und kann sie nicht den zugrunde liegenden Wörtern zuordnen, sondern behandelt sie wie eigene Wörter. Ihren Namen kann sie nicht schreiben, und amtliche Dokumente – etwa ihren Ausweis – unterfertigt sie mit drei Kreuzen, was auch beim Antrag auf Entschädigung die notarielle Beglaubigung erforderte. Im Alltag verfolgt sie die Ausweichstrategien vieler Menschen, die sich ihrer mangelnden Lese- und Schreibkompetenz schämen. Zahlen kann sie lesen und schreiben, und mit Preisen, Renten, Sparbeträgen etc. kennt sie sich gut aus. Auch hängen bei ihrem Telefon etliche Zettel mit Telefonnummern, doch muss sie sich an irgendwelchen Kennzeichen die zugehörigen Personen merken.

Besondere Situationen traten aufgrund des Umstands auf, dass Frau Kaser eine Vielfalt von Papieren verwahrt hat, obwohl sie nichts davon lesen kann. Auf allen Stationen ihrer Zwangsarbeit habe sie die wichtigsten Dinge stets in einer flachen Schachtel aufbewahrt, die sie halt entweder bei sich getragen oder gut versteckt habe. Von allen Papieren musste sie sich aber den Entstehungszusammenhang und die Erläuterungen anderer immer so weit merken, dass sie den Sinn in Verbindung mit äußeren Kennzeichen einigermaßen behalten konnte. Ihre Dokumente befanden sich aber in keiner mir erkennbaren Ordnung, wechselten im Lauf meiner Kontakte ihren Aufbewahrungsort und waren vielfach nicht wieder auffindbar, während andere Papiere plötzlich wie aus dem Nichts auftauchten. Vermutlich genierte sie sich

auch, weil sie bei etlichen Papieren die Zuordnung zwischen äußerer Form und ungefährtem Inhalt eben doch nicht mehr recht im Kopf hatte. Obendrein hätten Details in heiklen Familienangelegenheiten zum Vorschein kommen können, in denen sie es mir gegenüber nur bei Andeutungen belassen wollte. Von etlichen Schriftstücken – und auch Fotos – kann ich bis heute nicht recht begreifen, wie Frau Kaser sie durch ihre Kriegs- und Nachkriegsjahre bewahren oder auch überhaupt nur in deren Besitz kommen konnte.

Ein Sonderproblem bildeten schriftliche Mitteilungen an Frau Kaser, die gelegentlich doch unvermeidbar waren. Hier konnte ich mich auf eine sehr professionelle, diskrete Sozialarbeiterin in ihrem Sprengel verlassen, der Frau Kaser sich mit Briefen und anderen Schriftsachen anvertraut. Doch als sie sich einmal einen meiner Briefe von einem Enkel vorlesen lassen musste, irritierten ihn die gänzlich unbekanntes Seiten seiner Großmutter, die darin zur Sprache kamen, so sehr, dass er das Vorlesen abbrach und den Brief mit einer Schere zerschnitt.

### Eine Schwangerschaft als Methodenkrise

In die Lebensgeschichte von Eugenia Kaser steige ich hier mit zwei Erzählungen ein, deren gravierende Inkonsistenz mich gleich einmal in eine arge Krise mit meiner lebensgeschichtlichen Methodik brachte: Da gab es zum einen die Schilderung ihren ersten Niederkunft, der Zwillingsgeburt eines Bubens und eines Mädchens, die am 24. Februar 1946 gewesen sei. Zum anderen gab es die Schilderung ihrer Vergewaltigung, auf der diese Schwangerschaft beruhte, und die sollte sich während des letzten Bombenangriffs auf Innsbruck ereignet haben. Selbst wenn Frau Kaser die letzten Bombenabwürfe auf Wilten (20. April 1945) mit irgendeinem letzten Artillerie-Beschuss Innsbrucks verwechselt haben sollte, ergab das eine Schwangerschaft von drei Wochen über der Standardzeit, was gerade bei einer Zwillingsgeburt ausgeschlossen ist. Gänzlich auszuschließen schien mir, dass eine Mutter sich beim Geburtstagsdatum ihrer erstgeborenen Zwillinge irrt. Folglich konnte die Erzählung von ihrer Vergewaltigung so nicht stimmen, und genau hier ergab sich mein Problem: Nach meinem recht strengen Verständnis von Authentizität, das neben beobachtbaren Indikatoren auch auf jahrelang geschulter Intuition beruht, war diese Erzählung authentisch – oder aber ich musste Hunderte andere ‚authentische‘ Lebensgeschichten und allen voran die Indikatoren meiner ‚verlässlichen‘ Intuition über Bord werfen!

## Methodischer Exkurs

Valide Indikatoren für authentisches Erzählen lebensgeschichtlicher Erinnerungen sind zum Beispiel die vielfältigen nonverbalen Äußerungen, die das mächtige Gegenwärtig-Werden erinnelter Situationen begleiten, vor allem gestische *replayings*, die den aktuellen Gesprächsrahmen ignorieren, hier etwa Bewegungen der Augen, die den Täter ‚da‘ aus dem Keller heraufkommen ‚sehen‘. Auch signifikantes Stocken, wenn in erinnerten Szenen plötzlich Bilder auftauchen, für die Worte erst gesucht werden müssen, zeigt ein fast trancehaftes ‚Hineingehen‘ ins erinnerte an. Im erzählten Text äußern sich *replayings* in direkter Rede, auch im eigenen, inneren Monolog‘ oder in ‚Rollen‘ anderer Akteure.

Textimmanente Indikatoren von Authentizität sind auch detaillierte Schilderungen von Umständen, die mit dem Gehalt der Erzählung wenig zu tun haben, sich aber dem ‚inneren Auge‘ aufdrängen, etwa das Wetter oder die Kleidung. Hier waren das zum Beispiel eingehende Beschreibungen, wie das Gulasch, das Frau Kaser zu Mittag zubereitet hatte, in das durch den Luftdruck eines Bombentreffers beim gegenüberliegenden Hotel Greif Ruß aus dem Ofenrohr gefallen war.

Ich hielt diese Erzählung nicht etwa deshalb für besonders authentisch, weil Vergewaltigungen selten erzählt werden (zumal nicht in solcher Detaillierung). Die Drastik der Schilderung resultierte auch nicht aus erzählerischer Überhöhung, sondern gerade aus der Banalität, mit welcher Frau Kaser Situation und Ablauf wiedergab.

Auch in einem sorgfältig geführten Nachgespräch blieb Frau Kaser bei ihren Angaben und schien ‚sachliche‘ Einwände einfach zu überhören. Ich musste also ernsthaft erwägen, dass entgegen meinen grundlegenden Überzeugungen hinsichtlich authentischen Erzählens hier eine faktenwidrige ‚Re-Konstruktion‘ vorlag, etwa als Verschiebung – realzeitlich wie psychologisch – einer Vergewaltigung unter späteren Friedensbedingungen in das Erlebnisumfeld eines früheren Bombenangriffs.

Doch dann bekam ich unter den verstreuten Papieren eine spätere Geburtsurkunde für eines der Mädchen ihrer zweiten Zwillingsgeburt zu Gesicht, mit dem Geburtsdatum 24. Februar 1948: Dass zwei Zwillingsgeburten mit zwei Jahren Abstand am gleichen Tag erfolgt sein sollten, erschien mir ein unglaublicher Zufall. Eine Ehelichkeitserklärung der ältesten Tochter erhärtete dann meine Ahnung, denn aus ihr ging für die erste Zwillingsgeburt der 8. Februar 1946 hervor: Frau Kaser hatte sich schlicht im Datum ihrer Geburten geirrt. Meine Methodenwelt war wie-

der in Ordnung, im Gegenteil: Meine Intuition zur Authentizität der Geschichte ihrer Vergewaltigung hatte sich gegenüber der Erinnerung einer Mutter an den Termin ihrer ersten Geburt als stärker erwiesen, und das bei Zwillingen.

### Probleme mit den Namen

Leser, die Eugenia Kaser kennen, wissen inzwischen, dass hier manche Tatsachen ihres Lebens verändert und ihre Namen Pseudonyme sind. Sie selbst hätte wohl nichts gegen ihre Namensnennung, doch wollte ihre durchaus große Nachkommenschaft die Geschichte ihrer Mutter, Stief- und Großmutter nie so recht wahrnehmen, und so hätte sie mit Rücksicht auf einige ‚Familiengeschichten‘ einer namentlichen Veröffentlichung womöglich nicht zugestimmt. Dass ich ihre Erinnerungen daher pseudonym wiedergebe, entlastet mich nicht ganz von meinem unguuten Gefühl der Verletzung des Prinzips, dass ‚Autoren ihrer Lebensgeschichten‘ deren Veröffentlichung auch namentlich autorisieren sollten. Die Bedeutsamkeit des Schicksals von Frau Kaser für eine interessierte Öffentlichkeit stuft ich jedoch höher ein als diese persönlichen Skrupel, und so bitte ich vor allem Leser aus ihrem persönlichen Umkreis hiermit ganz herzlich, meinen Beitrag als ein kleines Denkmal zur würdigen Achtung und zum ehrenden Gedenken dieses tapferen, braven Lebens anzusehen.

Nachdem ich auch den originalen Geburtsnamen von Frau Kaser nicht verwende, ist die Crux der vielfältigen Schreibweisen in verschiedenen Papieren nur sinngemäß wiederzugeben. Eine Quelle dieser Varianten ist zum Beispiel die fortschreitende Überschichtung ukrainischer Schreibweisen durch russische, die seit der Oktoberrevolution zu vermehrten Abweichungen führte. So boten sich in handschriftlichen kyrillischen Originalen die beiden Lesarten Juhanka (= Johanna) oder Jujanja (= Eugenia) an. Frau Kaser weiß heute selber nicht mehr, wie sie als Kind ‚wirklich‘ hieß, denn allgemein wurde sie daheim und im Dorf Anna gerufen. Das spräche für die erste Lesart, doch hat sich die zweite in ihren Papieren durchgesetzt, und so nennt Frau Kaser sich inzwischen auch selbst. Eine andere Quelle schwankender Schreibweisen sind mehrdeutige Transliterationen des Kyrillischen und seiner Varianten ins Lateinische, die vornehmlich durch deutsche und österreichische Dienststellen vorgenommen wurden. Ein Dokument nannte Frau Kaser sogar Xenia statt Eugenia.

Zu meiner Verwunderung haben die verschiedenen Namensschreibweisen die Suche nach Archiv-Dokumenten und sonstigen Hinweisen auf Frau Kaser gar nicht in dem Ausmaß erschwert, wie ich befürchtet hatte. In mehreren Papieren war eine zweite Schreibweise einfach hinzugefügt.

Bezüglich des Geburtsortes von Frau Kaser waren jedoch die Schrift- und Sprachenprobleme beträchtlich. In ihren Dokumenten fand ich dazu Czerneliwka, Cernelivka und Tschornoliwka. Die Ukraine ist zu groß und der gesuchte Ort zu winzig, um damit eine sinnvolle Suche zu starten. Zudem war fragwürdig, ob das Dorf den Zweiten Weltkrieg überhaupt überdauerte.

## Das Heimatdorf

Meine lebensgeschichtlichen Sondierungen hatten schon ein deutlicheres Bild des Heimatdorfs von Frau Kaser ergeben: wenige Dutzend verstreute Häuser, dazwischen Schuppen, Obstbäume, kleine Gärten; ein kleines Amtsgebäude, doch außer einer Wegkreuzung kein rechtes Zentrum, keine Schule, keine Kirche (ein Kirchturm war in der Ferne sichtbar); ein großer Fluss, für Frau Kaser namenlos und einfach nur „der Fluss“, hier so breit, dass vom anderen Ufer ein Echo zurückkam; keine Straßen, sondern nur ein paar staubige, bei Regen schlammige Fahrwege hinaus in die großen Kolchos-Felder, die sich in einer leicht hügeligen, von Waldstücken durchsetzten Landschaft weithin ausdehnten. Die kollektivierte Landwirtschaft, in der die Eltern arbeiteten – und auch sie selbst schon als Kind –, umfasste neben Mais, Getreide und Kartoffeln vor allem Zuckerrüben. Frau Kaser erzählte etwa sehr detailreich von den Rübenkampagnen im Herbst, wenn sie bis in die Nacht die herausgepflügten Zuckerrüben mit beilartigen Messern „köpften“, in langen Mieten sammelten und auf Lkws warfen.

Die Zuckerfabrik muss keine halbe Fahrstunde entfernt gelegen sein, doch Frau Kaser sah sie nie. Überhaupt wurde mir allmählich klar, wie eng der wörtliche Horizont dieser Kindheit und Jugend in einem unbegrenzten Gebiet gewesen ist und wie klein auch die Dimensionen, die Frau Kaser noch heute als groß vorkommen mochten. Nach Polen befragt, tauchte in ihrem erinnerten Raumbewusstsein nur eine ganz vage Ahnung auf, woraus ich auf eine größere Entfernung ihres Heimatgebiets von der damaligen Ostgrenze Polens schloss – später stellte sich heraus, dass es sich nur um 40 km handelte. Da Frau Kaser auch keinerlei Erinnerung an Truppenbewegungen hatte – als die Rote Armee zufolge des Hitler-Stalin-Pakts bis zur Bug-San-Linie vorrückte, war sie immerhin 16 1/2 Jahre alt –, vermutete ich ihre Heimat also anfangs eher in der mittleren Ukraine. Als ich ihr einmal sämtliche 25 Namen der heutigen ukrainischen Regionen (Oblaste)<sup>2</sup> aus einer Autokarte der Ukraine vorlas, fiel ihr bis auf einige

2 Ich pflege hier die Bezeichnung Region für die übergeordnete Verwaltungseinheit Oblast (NS-Diktion: Gebiet) und Bezirk für die untergeordnete Einheit Rajjon.

Korrekturen meiner Aussprache nichts ein, selbst nicht zu Charkow (Har-kiv), das bis 1934 Hauptstadt der Ukrainischen SSR war. Mit Kiew (Kiiv), das dann diese Rolle übernahm und ihr aus heutigen Nachrichten im Ohr ist, verband sie nur eine sehr undeutliche Vorstellung von „sehr weit weg – vielleicht irgendwie mit der Bahn“. Allerdings hatte ich bei diesen ersten Versuchen noch übersehen, dass nicht nur die äußeren Grenzen der Ukraine, sondern auch administrative Binnengliederungen in Regionen und Bezirke mehrfach neugeordnet und etliche Städte umbenannt worden waren.

### Historischer Exkurs

Das hier relevanteste Beispiel: Die alte Stadt Kamenez-Podolskij wurde 1937 zur Hauptstadt einer gleichnamigen neuen Region, die diesen Zentralteil Podoliens mit dem Südostteil Wolhyniens neu zusammenfasste. Damit *verband* der Oberlauf des Slucz diese beiden historischen Landschaften, die er als deren ungefähre Grenze über Jahrhunderte *getrennt* hatte. Im Mai 1941, also kurz vor dem Überfall der deutschen Wehrmacht auf die Sowjetunion, wurde die Regionshauptstadt von Kamenez-Podolskij nach Proskurow am oberen Bug verlegt. Die NS-Verwaltung etablierte dann ein Reichskommissariat Ukraine mit sechs Generalbezirken, darunter „Wolhynien und Podolien“ mit 23 nachgeordneten Gebietskommissariaten, die nicht mehr allesamt mit den ukrainischen Bezirken und deren Hauptstädten vor und nach dem Krieg ident waren. 1954 erfolgte die Umbenennung von Proskurow und der ganzen Region in Chmel'nizkij (Hmel'nic'kij).

So war es denn im Nachhinein nicht verwunderlich, dass Frau Kaser auch mit der Region Chmel'nizkij nichts anfangen konnte, deren gleichnamige Hauptstadt heute rund 250.000 Einwohner hat. Bei einer späteren Verlesung kleinerer Städtenamen korrigierte sie aber plötzlich recht nachdrücklich meine Aussprache von Kamenez-Podolskij (Kam''janec'-Podil's'kij). Vielleicht war das jener größere Ort gewesen, wo sich das folgende Erinnerungsbild eingepägt hatte: Sie sitzt als kleines Kind neben ihrer Mutter in einer weiten Amtsstube vor einem großen Schreibtisch, hinter dem ein Beamter einen Aktenvorgang bearbeitet; keine Erinnerung sonst, keine anderen Menschen, nicht die Straßen und Häuser dieser ‚Stadt‘, dafür jedoch der Fußmarsch an der Hand der Mutter an einem heißen Tag, zwei, drei Stunden dorthin und wieder zurück ins Dorf.

Ich studierte daraufhin Ortslisten und altösterreichische Karten des einstigen Podoliens und fand zwischen Pruth und Dnjestr ein Dorf

namens Cerlenivka – eine Fehlstellung von l und n würde alles perfekt machen. Doch wenn die Szene in der Amtsstube in Kamenez-Podolskij gespielt haben sollte, lag das zu weit entfernt für den erinnerten Fußmarsch, bei dem wohl auch die Überquerung des Dnjestr haften geblieben wäre. Auch beim Verlesen weiterer Orts- und Flussnamen dieser Gegend zeigte Frau Kaser keinerlei Reaktion. Und wieder einmal erwiesen sich ihre Erinnerungen – hier auch ihre fehlenden! – als treffsicher, denn meine Hypothese von Cerlenivka = Czerneliwka brach bei näheren Recherchen über diese Gegend vollends zusammen.

### Historischer Exkurs

Die kaum 300 Quadratkilometer zwischen Pruth, Dnjestr und moldawischer Grenze haben eine ganz andere Geschichte als die übrige Ukraine: Es war dies der nordwestlichste Zipfel der historischen Landschaft Bessarabien, die seit dem 14. Jahrhundert als Teil des Fürstentums Moldau unter polnischer oder ungarischer Lehensherrschaft stand, im 16. Jahrhundert in Abhängigkeit zur Hohen Pforte geriet und als deren Vasall zuletzt einer Verwaltung durch die griechischen Fanarioten unterstellt war. Erst als im Zuge der Napoleonischen Kriege russische Truppen bis in die Walachei vordrangen, kam der östliche Teil Moldaus unter der alten Bezeichnung Bessarabien an Russland. 1918 stellte sich Bessarabien jedoch zu Rumänien, bestätigt in den Pariser Vororteverträgen. Erst im Juni 1940 wurde auch dieser Teil Bessarabiens von der Roten Armee besetzt (woran Frau Kaser sich wohl erinnert hätte).

Dann tauchte unter Frau Kasers Dokumenten jenes ausgefranste DIN-A5-Blatt auf, dessen handgeschriebener ukrainische Text mir bis heute Rätsel aufgibt. Zwei halbwegs lesbare Amtsstempel nannten den Bezirk Krasilow (Krasiliv), und als ich diesen Namen Frau Kaser am Telefon vorlas, korrigierte sie meine Aussprache sofort – hier war eine Hörerinnerung vehement wachgeworden. Die gleichnamige Bezirkshauptstadt war mit ihren heute etwa 25.000 Einwohnern bald gefunden: in der Region Chmelnyzkiy, am Südrand ihrer einstmals wolhynischen Nordhälfte. Das brachte den Durchbruch bei der Suche in den Generalkarten, die das K.-K. Militärgeographische Institut in Wien ab 1889 für Mittel- und Osteuropa erstellte und die bis in den Zweiten Weltkrieg hinein mit Nachträgen versehen wurden.<sup>3</sup> Dort fand ich Frau Kasers Geburtsort als Czerneliwka: 11 km westlich von Krasilow, 40 km nördlich von Proskurow und

3 Bei Freytag & Berndt erstand ich die Ausgaben VIII/1939 vom bereits „großdeutschen“ Hauptvermessungsamt XIV in Wien“.

40 km östlich der vormaligen polnisch-russischen Grenze. Das Dorf liegt am Nordufer des Oberlaufs des Slucz (Sluc), der hier einen langgestreckten See bildet und seine östliche Richtung noch rund 80 km bis zum Knie bei Ljubar beibehält, wo er dann nach Norden Richtung Pripjet strömt. Gleich östlich von Krasilow verläuft die – in der Karte noch als vermutete Trasse eingetragene – Bahnlinie Proskurow-Starokonstatinow, eine auch militärstrategisch durchaus wichtige Nord-Süd-Verbindung. Die Detailtreue der Karte reicht bis zu Einzelgebäuden, und so fand ich als letzte Übereinstimmung mit Frau Kasers Schilderungen am Nordrand von Krasilow auch die nahe Zuckerfabrik. Aber Frau Kaser kann auch Karten nicht lesen ...

Ich habe ihr dann die Namen der Nachbardörfer vorgelesen: Czepielewka, Pontiatowska, Sorokoduby, Wasowicza – wie sie da meine Aussprache mit zittriger Stimme korrigierte, machte evident: Da waren nie mehr vernommene heimatliche Klangerinnerungen geweckt worden – wir waren angekommen.

### Deutsche Wehrmacht im ukrainischen Dorf

Nach Frau Kasers Erinnerungen hatte sich der Krieg in keiner Weise angekündigt. Sie will auch in den Wochen und Tagen zuvor weder Auf- oder Durchmärsche von Rotarmisten noch zivile Kriegsvorkehrungen bemerkt haben. Die deutsche Front sei vielmehr eines Tages plötzlich zu hören gewesen, und schon bald darauf seien auf den nahen Hügeln Panzer aufgetaucht und querfeldein auf das Dorf zugerollt. Lebhaft stehen ihr die Stahlungetüme vor Augen, wie sie zwischen den Häusern durchbrechen, aber auch durch mehrfaches Vor- und Rücksetzen die gerade üppig gedeihenden Gärten, etliche Obstbäume und auch Schuppen niederwalzen, ehe sie gänzlich unbehelligt weiter vorrücken. Den Panzern seien Infanterietruppen mit Gewehren im Anschlag unmittelbar gefolgt, die das ganze Dorf besetzten und in die Häuser eindrangten. Bemerkenswerterweise sagt Frau Kaser an einer Stelle, es seien „eh auch Österreicher drunter“ gewesen.

### Militärhistorischer Exkurs

Mit dem Überfall der Deutschen Wehrmacht auf Polen hatte die Sowjetunion ihre Westgrenze bis zum Bug und San vorgeschoben. Als am 22. Juni 1941 der Überfall auf die Sowjetunion begann, lag das Heimatgebiet von Frau Kaser also 300 km vor der Ostfront, und zwar in einem Hauptvorstoß deutscher Truppen aus dem polnischen Grenzraum vor Przemysl über Lemberg und entlang der Linie Tarnopol-Proskurow Richtung Winniza und Uman. Am 6. Juli nahm die Rote Armee ihre Verteidigungsposi-

tionen auf die Stalin-Linie zurück, bei der es sich weitgehend um die vormalige polnisch-russische Grenze handelte. Doch auch hier brach die deutsche Front im Blitzkrieg-Stil weiter durch. Schon am 9. Juli war die Rote Armee über den Slucz zurückgeworfen und auch Ljubar am Slucz-Knie eingenommen.

Der gesamte Raum lag im Operationsgebiet der deutschen Heeresgruppe Süd. Am oberen Slucz waren es speziell das XLVIII. und das XIV. Panzerkorps sowie das LV. Armeekorps, die nördlich und südlich des Flusses über Proskurow, Starokonstantinow und Ljubar auf die wichtige Bahnlinie Schitomir-Berdiczew vorstießen. Armeegliederungen führen dafür neben der 5. SS-PanzDiv „Wiking“ unter anderem auch die ‚Wiener‘ 9. PanzDiv unter GL Alfred (Ritter von) Hubicki an, mit der also in der Tat viele Österreicher durch Frau Kasers Heimatdorf gezogen sein könnten.

Somit trafen die ‚deutschen‘ Truppen im Heimatdorf von Frau Kaser mit großer Bestimmtheit am 7. oder 8. Juli 1941 ein. Sie selbst kann dazu keine andere kalendarische Angaben machen, als dass sie achtzehn Jahre alt war. Die Mutter hatte sie und ihre Schwester vor den Soldaten in einem Erdloch im Garten versteckt, das zur Lagerung von Kartoffeln und Gemüse diente. Drei oder vier Tage seien sie dort heimlich versorgt worden, bis sich die deutsche Etappe etabliert hatte. Doch als sie ihr Versteck verließen, wurden sie noch am gleichen Tag zusammen mit vielen anderen gesunden Dorfbewohnern zu einem Arbeitseinsatz bestimmt. Dass sie am folgenden Tag ihre Heimat für immer verlassen würde, ahnte sie nicht.

Für das weitere Kriegsschicksal dieser Gegend muss spätestens mit dem deutschen Rückzug das Schlimmste angenommen werden, denn über sie brach bei der sowjetischen Großoffensive im Winter 1943/44 eine der schwersten Schlachten des Zweiten Weltkriegs herein, die in die internationale Militärgeschichte als „Hube's Pocket“<sup>4</sup> einging. Dabei lag der Raum Proskurow und mit ihm das Gebiet um Krasilow im März 1944 über drei Wochen hinweg in einem Kriegsgeschehen, das Frau Kasers angstvolle Fronteindrücke vom Juli 1941 weit in den Schatten stellte ...

### Militärhistorischer Exkurs

Am 4. März 1944 startete die Rote Armee ihre entscheidende Zangenbewegung, in der schließlich die gesamte deutsche 1. Panzerarmee unter General Hans Hube umfasst wurde. Zu dieser „Tasche“ nördlich des

4 Wird auch heute noch von Militärstrategen ‚nachgespielt‘. Inzwischen werden hochkomplexe Spiele-Versionen im Internet angeboten, etwa von The Gamers Inc. (1996) mit allen realen Umständen und Verläufen der Schlacht sowie mit vielfältigen fiktiven Varianten.

Dnjestr rund um Kamenez-Podolskij gehörte zunächst auch noch der Raum Proskurow, wo wiederholte sowjetische Durchbrüche durch deutsche Gegenoffensiven gekontert wurden. Am 25. März schnürten die 1. und die 2. Ukrainische Front diese Tasche entlang des Dnjestr-Südufers gänzlich ab. Am gleichen Tag wurde auch Proskurow endgültig rückerobert, am 26. März Kamenez-Podolskij. Zehn eingekreiste deutsche Divisionen kämpften sich in geschlossener Formation über 120 km nach Westen durch („moving pocket“), wo sie am 6. April wieder Anschluss an deutsche Frontverbände fanden.

## Die Verschleppung

Es muss also um den 10. Juli 1941 gewesen sein, als Eugenia aus ihrem Erdversteck hervorkam – und von einem auf den anderen Tag in ein ungeahntes, völlig anderes Leben versetzt wurde. Was sich dann als Verschleppung herausstellte, begann mit einer Täuschung: Angeblich sollte es zu einem auf eine oder zwei Wochen befristeten Einsatz bei Erdarbeiten zur Frontsicherung gehen. Auch für Eugenia wurde ein ‚Pinkerl‘ für einen kurzen, nicht allzu weit entfernten Arbeitseinsatz hergerichtet. So nahmen die ersten, zu denen Eugenia gleich gehörte, schon in der Früh des folgenden Morgens Aufstellung, wurden von einem Uniformierten namentlich erfasst und auf mehrere Lkw verladen, zwar nicht wirklich freiwillig, aber ohne Gewalt.

Sehr weit sei die Lkw-Fahrt nicht gegangen, sondern bald war eine Bahnstrecke erreicht, wo sie neben einem langen Zug mit vielen hundert anderen – nach Männern und Frauen getrennt – erneut antraten, namentlich gemustert wurden und dann die Waggons bestiegen: mit Stroh ausgelegte gewöhnliche Viehwaggons, deren offene Gittertüren mit Ketten-schlössern verhängt waren, mit einer Wassertonne in der Mitte. Frau Kaser erlebte auch diese Verladung nicht als gewalttätige Deportation und die Verhältnisse im Waggon nicht als entwürdigend. Unheimlich war ihr nur der lange Zug, wie das bei kurvigen Fahrtstrecken durch die Gitterstäbe hindurch auszumachen war. Zwei, drei Mal sei die Tonne von außen mittels Schläuchen nachgefüllt worden; an längere Halte, Umstiege oder auch Pausen für physiologische Bedürfnisse kann sie sich aber nicht erinnern. Überhaupt fehlen ihr über den weiteren Verlauf jegliche Erinnerungen, so dass sie meint, meistens wohl geschlafen zu haben. Allerdings sei unter den Mädchen dann doch zunehmende Besorgnis aufgekommen, man könnte mit ihnen ganz anderes vorhaben als angekündigt.

Erst am nächsten Tag sei sie dann aber wirklich erschrocken und sei sich völlig verloren vorgekommen, und zwar als sie zum ersten Mal in

ihrem Leben „diese hohen Berge da“ sah. Das war vermutlich in Kufstein, vielleicht aber auch in Wörgl oder Jenbach. Sie sieht ein weites Bahngelände mit langen Holzbaracken vor sich, wo der gesamte Zug ausgeladen wurde. Unter quasi-militärischer Aufstellung wurden die Namen aus einer langen Liste verlesen und alle kurz medizinisch untersucht (sie erinnert sich genau, dass ihre Lunge abgehört wurde). Dann seien da schon „Bauern“ gestanden, die sich wie bei einer Viehbeschau „die Besten“ aussuchten. Dabei wurde sie gleich mit einer ersten Gruppe von zwei-, dreihundert wieder in die Waggons verladen.

Die Weiterfahrt ging über Innsbruck-West und die Mittenwaldstrecke nach Hochzirl, wo nach der Ausladung alle nach Zirl hinuntergetrieben und beim Polizeiposten sogleich auf einzelne Bauern und Betriebe aufgeteilt wurden. Frau Kaser zählte zu den ersten, die zugewiesen wurden, nämlich dem Hotel Post gleich gegenüber. Dadurch bekam sie auch nicht mit, wohin die anderen Schicksalsgenossen kamen. Sie erinnert sich noch namentlich an den Zirler Tischler, der bei all dem das Kommando hatte, und dass dieser zu einer solchen Eile antrieb, dass sie nicht einmal Zeit fand, nach der Fahrt und dem Eilmarsch von Hochzirl hinunter nach Zirl am nahen Dorfbrunnen einen Schluck Wasser zu nehmen.

Nach Frau Kasers Schilderung hat ihre Verschleppung insgesamt nicht länger gedauert als vom Aufbruch am Morgen bis zur Ankunft in Zirl am Nachmittag des folgenden Tags. Für die rund 1.600 Bahnkilometer ergäbe das unter grober Einrechnung der Aufstellungen und abzüglich Zeitverschiebung ein Vorwärtskommen mit durchschnittlich etwa 50 km/h, was plausibel scheint, zumal die Logistik dieser Zwangsarbeiter-Transporte gekoppelt war mit derjenigen von Soldaten und Kriegsmaterial in Gegenrichtung. Wiewohl sie selbst keinerlei kalendarische Erinnerungen dazu hat, müsste Frau Kaser nach ihren eigenen Schilderungen also zwischen dem 11. und 15. Juli 1941 in Tirol angekommen sein (der 13. war ein Sonntag).

### Aus (k)einer Kindheit in die Zwangsarbeit

Eugenia war 1923 in einem kleinen ukrainischen Dorf der heutigen Region Chmelnyzki geboren worden, in der wenige Monate zuvor begründeten UdSSR. Ihr Vater Iwan starb gegen Ende der 1920er Jahre, zu früh also dass sie sich seiner genauer erinnern könnte. Sie hatte zwei ältere Brüder, die dann zur Roten Armee eingezogen worden seien, und eine zwei Jahre jüngere Schwester Katharina, Katja oder Kati gerufen, die wenig später als sie selbst ebenfalls zur Zwangsarbeit verschleppt worden sein soll. Das weitere Schicksal ihrer Geschwister kennt Frau Kaser nicht. Die Mutter Irina

sieht sie vor sich, wie sie etwa den kleinen privaten Garten und den einfachen Haushalt besorgte. Sie war aber stets kränklich, so dass sie der schweren Landarbeit in der Kolchos-Bewirtschaftung rund um das Dorf oft nicht gewachsen war. Frau Kaser will in Tirol noch während des Kriegs aus ihrer Heimat erfahren haben, dass die Mutter einige Monate nach ihrer Verschleppung verstorben ist.

Ärmlichste Lebensverhältnisse waren im Landarbeitermilieu solcher Kolchosen-Wirtschaften der 1920er Jahre zwar verbreitet, traten hier aber durch den frühen Tod des Vaters und die Kränklichkeit der Mutter nochmals besonders hervor. So gab es für Frau Kaser auch keinen Schulbesuch, sondern schon früh die häusliche Mitarbeit und bald auch die Arbeit auf der Kolchose. Die Perspektivlosigkeit eines Lebens, wie es sich hier anbahnte, mag aus der Fremdsicht bestürzen, doch für sie selbst bedeutete erst die plötzliche und totale Entwurzelung aus ihren gewohnten Bezügen durch ihre Verschleppung die gänzliche Verstellung ihres Zukunftshorizonts – verkörpert durch Tirols Berge.

Drei Einsatzstellen hat sie dann hier als Zwangsarbeiterin erlebt: in Zirl das Hotel Post mit angeschlossener Landwirtschaft, die Heinkel-Rüstungswerke in Jenbach und das Innsbrucker Weinhaus Bertagnolli. Das deckt sich mit den wenigen amtlichen Hinweisen auf diese Arbeitsstellen. Insbesondere weist eine Bestätigung des Innsbrucker Arbeitsamts vom April 1949 als Zeitraum die Spanne 1941 bis 1945 aus, mit dem Zirler Hotel Post als erstem Dienstplatz und dem Innsbrucker Weinhaus Bertagnolli als letztem, während ihr Aufenthalt in Jenbach aus einer Innsbrucker Meldekarte hervorgeht.

Die Verhältnisse und Erlebnisse an diesen drei Arbeitsstellen standen im Vordergrund unserer lebensgeschichtlichen Gespräche. Ich zeichne sie hier in zeitlicher Reihenfolge nach, auch wenn Frau Kasers Erinnerungen manchmal hin- und hersprangen.

### Hotel mit Landwirtschaft – einmal kein Idyll

Frau Kaser war also vom Transportzug weg dem Hotel Post in Zirl zugewiesen worden. Dieser renommierte Gasthausbetrieb, der inzwischen längst in ein Privathaus umgebaut wurde, lag im Zentrum von Zirl vis-à-vis vom Polizeiposten. Urlaubsgäste vor allem aus dem Deutschen Reich kamen noch bis weit in den Krieg hinein. Zum Hotel gehörte aber auch der Posthof mit größerem land- und fortwirtschaftlichen Besitz (Stallungen, Futterhaus, Felder, Wiesen, Wald). Auch das Zirler Kino wurde von der Gast- und Landwirtefamilie geführt. Frau Kaser steht vor allem die resolute Wirtsfrau Burgl lebhaft vor Augen, und auch an eine Tochter

namens Mathilde erinnert sie sich sowie an zwei Söhne: Toni, „ein stattlicher Bursch“, etwa gleich alt wie sie, und der etwas jüngere Hansi. Die Familie rief ihre neue „Ostarbeiterin“ mit dem aufgenähten blauen Fleck „Anuschka“. Frau Kaser hat detailreiche Erinnerungen an ihre Arbeits- und Lebensverhältnisse in Zirl, die ich hier kursorisch oder in Beispielen skizziere.

Land- und Forstwirtschaft: Frau Kasers erste Arbeitseinsätze gingen in die Mais- und Kartoffelfelder des Posthofs. Dort reichte der „Türken“ knapp zu den Waden, und das Kartoffellaub war zwar gut entwickelt, bildete aber noch keine geschlossene Decke – was insofern erwähnenswert ist, als diese genaue Erinnerung Mitte Juli als Zeit ihrer Ankunft in Tirol erhärtete. Besonders böse Erinnerungen verbindet sie mit der Heuernte im weiten Bogen des Inn, wo er fast die andere Talflanke (Aichberg) berührt: Dort waren die Wiesen stark mit Schilf durchsetzt, das beim Schneiden sehr harte Stoppeln hinterlässt, und über die musste Frau Kaser beim Aufladen der Heufuhren barfuß laufen. Auch im Bergwald oberhalb von Zirl kam sie gelegentlich zum Einsatz, wenn es nach dem Fällen von Bäumen ums „Putzen“ ging (Verarbeitung und Schlichtung von Astwerk). Diese Waldarbeiten waren vor allem im Steilhang und bei Schneelage ungewohnt und mühevoll, doch gaben sie ihr manchmal ein wenig das Gefühl von Freiheit in der Natur. Insgesamt wurden Frau Kaser auch in der Landwirtschaft nur Hilfstätigkeiten zugewiesen. Im Garten hatte sie gar nichts zu bestellen, nach eigener Mutmaßung vor allem, weil dort unkontrollierte Kontakte möglich gewesen wären.

Hotel- und Gastwirtschaft: Die verschiedenen Hilfstätigkeiten im Gasthausbetrieb machten den überwiegenden Teil ihrer Arbeit in Zirl aus. Gaststube, Küche und alle Nebenräume bis hin zu den Toiletten galt es regelmäßig zu putzen, möglichst wenn niemand sie benutzte. Das führte zu häufigen Spätschichten in der Gaststube, wenn der Aufbruch der letzten Trinker abzuwarten war. Sehr spät wurde es auch, wenn sie im angeschlossenen Kino nach Vorführungsschluss putzen musste. Nie überwand sie ihren besonderen Ekel vor Erbrochenem, das sie immer wieder aufwischen musste. Zum Stockdienst wurde sie nur eingeteilt, wenn wenig ‚Gefahr‘ bestand, beim Auskehren, Bettenabziehen, Abstauben etc. Gästen zu begegnen. Daher wurde sie noch häufiger zu Hilfsarbeiten in der Küche herangezogen: Kartoffeln schälen, Salat und Gemüse putzen, Tischabfälle sortieren, Geschirr waschen und einräumen etc. Besonders eingespannt war Frau Kaser auch bei der stets aufs Neue anfallenden Hotelwäsche. Speziell im Winter wurde ihr vor allem das Ausschwemmen der Wäsche im kalten Wasser und das Aufhängen der großen, nassen Stücke im Freien oder auf zugigen Dachböden zur Qual.

Ihre Lebensverhältnisse in Zirl beschreibt Frau Kaser als sehr bedrückend: Sie ‚wohnte‘ – das heißt: hatte einen Platz mit einem Bett und für einen Beutel mit ihren paar Habseligkeiten – im Obergeschoss eines Nebengebäudes in einem großen, unbeheizbaren Raum, durch dessen Holzwände Kälte und Wind eindringen. Oft war im Winter in der Früh der Atem als Reif niedergeschlagen. Den Raum teilten sich bis zu einem Dutzend Männer und Frauen, nur durch einen Mittelgang getrennt. Dabei handelte es sich mehrheitlich um Jugoslawen, Tschechoslowaken und Polen (letztere waren eigens gekennzeichnet), selten um Ukrainer. In dieser Behausung wurde zumeist nur geschlafen und die bescheidene Körperpflege erledigt. Besonders der Umgang der Frauen mit ihren Monatsblutungen war von großen Peinlichkeiten und Behelfslösungen geprägt. Auch das Essen wurde hier eingenommen, in einem Blechgeschirr „wie für Hunde“. Frau Kaser bekräftigte, dass es sich weitgehend um Essensreste aus dem Gastbetrieb handelte; aber was die Gäste da zurückgehen ließen, sei ja das schlechteste Essen nicht gewesen, und vor allem Fleischreste waren durchaus begehrt. Freizeit oder Ausgang gab es nicht. Generell wurde geschaut, dass Zwangsarbeiter keine Kontakte im Ort oder mit Schicksalsgenossen benachbarter Dienststellen hatten.

Dennoch besitzt Frau Kaser ein Foto, das zwei andere ukrainische Zwangsarbeiterinnen in Zirl zeigen soll. Die robust wirkenden, vielleicht achtzehnjährigen Mädchen tragen Zöpfe und etwas ‚abenteuerlich‘ kombinierte Kleidung ohne die obligaten „Ostarbeiter“-Zeichen und stehen Arm in Arm auf einer Wiese mit Schneeresten. Auf der Rückseite des Fotos steht ein Text in kyrillischer Handschrift, der sich bei einer jüngst gelungenen Entzifferung und Übersetzung als Widmung für Frau Kaser nach Art der Gedichtsprüche in ‚Poesie-Alben‘ erwies. Bei einer Ortserkundung erwies sich das ‚eigentümliche Gebäude‘ im Hintergrund als die Zirler Pfarrkirche. Aber Frau Kaser weiß nichts mehr über den Entstehungs- und Überlieferungskontext des Fotos und auch nichts über die beiden Mädchen, nur dass es eben ukrainische Schicksalsgenossinnen waren.

In eine besonders kritischen Lage geriet Frau Kaser in Zirl, als sie sich bei einem der großen Waschtage eine Erkältung zuzog, die sich zu einer schweren Lungenentzündung ausweitete. In ihren Fieberanfällen konnte sie sich zuletzt nicht einmal mehr von ihrem Lager im zugigen ‚Schlafsaal‘ erheben, wo sie die Mitgenossen, die sich für sie auch beim Dienstgeber einsetzten, mit dem Notdürftigsten zu versorgen suchten. Die Rede ging jedoch, es werde kein Arzt hinzugezogen, weil keine ordnungsgemäßen Meldungen vorlägen. Sie selbst hatte sich bereits aufgegeben, als eine

unerklärliche Besserung eintrat – und dann doch noch ein Arzt eingeschaltet wurde.

Vielleicht hat mit dieser kritischsten Zirler Episode auch das verwirrendste Fundstück unter Frau Kasers Dokumenten zu tun, ein schäbiges, liniertes DIN-A5-Blatt, wie aus einem Schulheft getrennt, mit eingestempeltem Briefkopf und mit einem handschriftlichen kyrillischen Text, doppelt unterfertigt und mit zwei Rundstempeln des Bezirks Krasilow versehen. Nach der mühsamen Entzifferung und Übersetzung handelt es sich um eine „Bestätigung“ der Verwaltung ihres Heimatdorfs vom 3. Oktober 1942, dass sie „am 27. Mai 1942 mit anderen Arbeitern zur Arbeit nach Groß Deutschland gefahren ist, wo sie zur Zeit arbeitet“. Das widerspricht also allem, was Frau Kaser selbst erzählt und von deutschsprachigen Dokumenten bestätigt wird, wonach als Beginn ihrer Zwangsarbeit das Jahr 1941 feststeht. Später erst bemerkte ich auf der Rückseite den Namen ihrer Zirler Dienstgeber, mit spitzem Bleistift in kleiner, sauberer Handschrift. Das wirkt so, als sei das Papier nicht für Frau Kaser selbst, sondern für diese Dienstgeber bestimmt worden. War diese falsche Bestätigung vielleicht erwirkt worden, um den wahren Beginn ihres Arbeitseinsatzes nachträglich so zu verschieben, dass ihre unterlassene Anmeldung bei der Krankenkasse vertuscht werden konnte, die durch ihre beinahe tödliche Lungenentzündung aufzufliegen drohte?

Das Hotel Post scheint jedenfalls in Frau Kasers Unterlagen bei der Krankenkasse nicht auf. Leider fand sich auch ihr Arbeitsbuch nicht; vielleicht stammte daraus das eine der eingangs beschriebenen Ausweisfotos, das noch Heftklammern und schwache Reste eines Rundstempels aufwies.

Wie lange Frau Kaser in Zirl zugebracht hat, war aus ihren Erinnerungen nicht genau zu rekonstruieren, zumal sie auch keines der dortige Ereignisse kalendarisch einordnen konnte. Sie hatte jedoch sehr genau den klaren Föhntag vor Augen, an dem ein großes alliiertes Luftgeschwader zur Mittagszeit vom Brenner her einflog und erstmals Bomben auf Innsbruck abwarf, so dass die Detonationen bis Zirl zu hören und die Rauchschwaden zu sehen waren. Weil dieser erste Bombenangriff auf Innsbruck bekanntermaßen am 15. Dezember 1943 erfolgte und Frau Kaser auch danach noch eine Weile in Zirl blieb, kam sie wohl frühestens im Frühjahr 1944 von Zirl fort.

## Die ‚Flucht‘

Ihr Abgang aus Zirl war wohl eine „echt blöde G’schicht“: Sie habe es in Zirl einfach nicht mehr ausgehalten, und beim Reden mit Leidensgenos-

sinnen sei der Gedanke aufgekommen, nach Innsbruck abzuhausen und sich beim Arbeitsamt um andere Stellen zu bemühen. Eines Morgens nach einer ersten Arbeitsphase sei sie dann zusammen mit einer anderen einfach entlang der Hauptstraße losgegangen, wie Freundinnen eingehakt, ihre „Ostarbeiter“-Zeichen mit ihren Jacken verdeckt. Sie waren gerade einmal aus Zirl heraus, als ihnen von dort auch schon zwei Polizisten nachgelauften kamen, von denen sie sich ohne Fluchtversuch oder gar Widerstand festnehmen ließen.

Frau Kasers nächstes Erinnerungsbild ist gleich in Jenbach – alles dazwischen scheint in ihrem Gedächtnis völlig abgesperrt: nichts von einer Vernehmung in einem Wachzimmer oder anderen Prozeduren in irgendeiner Amtsstube, keine bösen oder netten Uniformierten, nichts von einer Überstellung und neuerlichen Verhören, nichts von einer Verbringung nach Jenbach, Fahrt oder Fußmarsch, keine Erinnerung an ängstlich oder hoffnungsfroh ausgeharrte Tage und Nächte. Sie konnte auch den kurzen Fluchtweg nicht ‚mit mir gehen‘; nichts fiel ihr ein zum Wetter, nichts zu Bäumen am Weg, nichts zum Sonnenstand, nichts zum Ausblick – keinerlei Hinweise also zu Jahreszeit und genauerem Ort des Geschehens.

### Ortskundlicher Exkurs

Ich habe den seinerzeit schnellsten Weg nach Innsbruck und den nächsten Umweg rekonstruiert. Die Gendarmerieposten von Zirl und Kematen zeigten sich zwar sehr hilfswillig, doch seien alle Polizeiunterlagen „aus jener Zeit“ unauffindbar, vernichtet, verloren. Dass so gar keine Journale da sein sollten, mochte ich zwar nicht recht glauben, denn es galten solche Nachweise eines ordnungsgemäßen Dienstes als derart unerlässlich, dass sie bei Kriegsende notfalls neu eingerichtet und rückwirkend mit mehr oder weniger wahren Berichten gefüllt wurden. Aber nachdem ich mir keinen erheblichen Sonderaufwand erlauben konnte, gab ich auf.

### Arbeitslager Jenbach

Mit einem ‚Sprung‘ führen Frau Kasers Erinnerungen also unvermittelt nach Jenbach. Sie wollte darüber zunächst nicht im Detail erzählen, weil sie dort offenbar die dunkelste Zeit ihres Lebens verbrachte. Doch ich spürte deutlich, wie wenig da vergessen war. Es drängten sich ihr vielmehr klare Bilder auf, am eindrucklichsten offenbar aus dem Barackenlager. Ich habe selbst mehrmals Anlauf nehmen müssen, um mit ihr ‚hineinzugehen‘, aber plötzlich waren wir ‚drin‘: eine kleine, niedrige Holzbaracke mit Stockbetten für die zwei, drei Dutzend Frauen, lauter Zwangsarbeiterin-

nen – auch ukrainische –, die irgendetwas „ausgefressen“ hatten; kleine glaslose Fensterluken mit Holzklappen; ein Kanonenofen, auf dem mit Holzabfällen aus der Fabrik auch Wasser erwärmt wurde für jene Frauen, die sich während der Regel ein wenig reinigen oder die Stoffetzen auswaschen wollten, mit denen sie sich behalfen; aber keineswegs nur Solidarität, sondern häufig auch Streit unter den Frauen um Nichtigkeiten; Ungeziefer allenthalben und immerfort, vor allem Läuse, und die ständige Angst, sie könnten schwere Krankheiten übertragen (Fleckfieber); das Essgeschirr für den Schlag ‚Suppe‘, die in Frau Kasers Erinnerung jeden Tag immer nur aus ein paar „Wrucken“ (Rüben) im Kochwasser bestand, dazu schlechtes, hartes Brot.

Zur Arbeit gingen die Frauen in loser Kolonne zu einer größeren Werkshalle, nicht weit von der Baracke, alles innerhalb eines eingezäunten Werksgeländes. Aus laufend angelieferten rauhen Holzteilen waren mit ein paar Hammerschlägen schwere Kisten zusammenzunageln, von morgens bis abends. Ständig schmerzten Finger von Holzsplittern oder weil aus nachlassender Konzentration und Ermüdung immer wieder Hammerschläge auch daneben trafen. Die Kisten seien zum Transport von Munition bestimmt gewesen, aber die fertigen wurden von Männern laufend weggeschleppt, so dass die Frauen nie zu sehen bekamen, was damit geschah. Mehr konnte Frau Kaser dazu nicht erzählen, weil es stets derselbe Ablauf war. Sie muss dort ihren Zeitsinn endgültig verloren haben, denn sie hat keine Idee, ob sie dort Wochen oder Monate oder ein Jahr verbrachte. In der Baracke sei es oft furchtbar heiß gewesen, aber ob das wegen hochsommerlicher Witterung war oder wegen des überheizten Kanonenofens, blieb unklar. Schnee? Sie weiß es einfach nicht.

Aber dann fiel ihr ein, was sie hatte überleben lassen: Da gab es eine Art Aufseher, angeblich ein Tischler, der wohl auch die Arbeit der Frauen überwachte, mit nur einem Bein, das andere war ein Holzbein. Sonntags holte er Frau Kaser ab und humpelte mit ihr durch das bewachte Werkstor hinaus zu seinem Haus mit Garten, und dort gab es als erstes Kaffee und manchmal auch ein Stück Kuchen. Und dann durfte Frau Kaser die Wohnung aufräumen und putzen, gelegentlich auch im Garten arbeiten. Der Mann mit dem Holzbein war ein von irgendwoher geschickter „Engel“ und dieser ‚Ausgang‘ für sie ein Geschenk, von dem sie die ganze Woche zehrte und auf das sie schon von Sonntagabend an wieder hoffte. In der Baracke wurde sie darum beneidet, sogar gehasst, auch wenn sie den anderen Frauen ab und zu etwas zu essen mitbringen konnte.

Gerade weil es so nahelag, war Vorsicht geboten, die Arbeit von Frau Kaser allzu unbedacht mit den Heinkel-Rüstungswerken in Verbindung

zu bringen, die aus den Berg- und Hüttenwerken des Friedrich Reitlinger hervorgegangen waren („arisiert“; heute Jenbacher Intelligent Energy). Bei der weiteren Erinnerungsarbeit zur Lage der Baracke irritierte mich, dass Frau Kaser sich nicht an die Eisenbahn und den Bahnhof von Jenbach erinnern konnte. Als falsche Fährte erwies sich ihr Bild von einem felsigen oder erdigen Geländeabbruch. Das brachte ich mit dem Steinbruch beim „Tiergarten“ (heute Firma Gubert) in Verbindung, zumal Ortskundige wissen wollten, es habe dort ein Barackenlager gegeben, das andere auf Wiesing zu verlegten. Beide Seiten stimmten dann jedoch überein, es seien dort nur Arbeiter für den Straßen- und Stollenbau untergebracht gewesen. Zu sehen ist dieser Steinbruch auch vom Gelände der Tischlerei Jaud, die damals ebenfalls Kisten produziert haben soll, doch fand ich keine Hinweise auf dortige Arbeiterbaracken. Oder könnte die damals vielleicht noch kahle Böschung hinter dem Gießen vom Gelände der Heinkel-Werke aus wie ein Steinbruch gewirkt haben?

Nochmals ließ ich Frau Kaser in Gedanken ihren sonntäglichen Weg an der Seite ihres ‚Engels mit dem Holzbein‘ zu dessen Haus gehen, und mit einem Mal ‚sah‘ sie einige Details wie etwa die Kirchturmspitze, eine kleine Brücke mit Eisengeländer und „weiter oben“ Menschen im Sonntagsgewand am Kirchweg, aber wiederum keinen Bahnhof und keinen Bahnübergang.

Bei Erkundungen vor Ort versuchte ich, diese wenigen Teile mit den heutigen Gegebenheiten zur Deckung zu bringen. Während im ganzen Bereich Tiergarten-Steinbruch-Bahnhof nichts passte, blieb schließlich die Nordost-Ecke des Jenbacher Werksgeländes übrig, die der Gießen-Bach durchfließt, eine unkrautdurchzogene Wüstenei mit alten Betonfundamenten – hier mochte es gewesen sein. Sehr hilfreich waren weitere Detailinformationen von Kennern der örtlichen Verhältnisse, insbesondere von Fred Lägner, dem langjährigen Chronisten von Jenbach, der umfangreiche Materialien auch zur Geschichte der Jenbacher Werke bewahrt und über wertvolle persönliche Erinnerungen verfügt.

Im Weinhaus – und eine etwas andere ‚Stunde Null‘

Obwohl es geradezu lebensrettend war, kann Frau Kaser es auch kalendarrisch in keiner Weise ‚fassen‘: Ohne Vorankündigung habe sie eines Tages eine Frau vom Innsbrucker Arbeitsamt aus dem Jenbacher Arbeitslager „herausgeholt“ und dem Weinhaus Bertagnolli in Innsbruck-Wilten als Hausmädchen zugewiesen. Diese Frau stand offenbar in bestem Kontakt zur Inhaberin des Wirtshauses und kam jeden Mittag von ihrer nahegelegenen Dienststelle zum Essen, auch noch nach dem Krieg. Hatte sie

„ihrem“ Wirtshaus eine geeignete, billige Küchenhilfe verschaffen wollen? Frau Kaser konnte nicht sagen, warum die Wahl gerade auf sie fiel. Auch nach dem Krieg habe sie diese Frau, die unverändert im Arbeitsamt arbeitete, hin und wieder um Hilfe ansprechen können.

Im Archiv der Tiroler Gebietskrankenkasse fand sich die Original-Versicherungskarte von Frau Kaser, deren erster Eintrag ihren „Eintritt“ beim Weinhaus Bertagnolli zum 20. Dezember 1944 angibt, also unmittelbar vor Weihnachten. Weil sich Frau Kaser an den glückhaften Beginn ihrer neuen Arbeit auch im Kontext dieser letzten Kriegswihnacht nicht erinnern konnte, bezweifelte ich die Richtigkeit dieser Meldung. Dann aber suchte und fand die Bundespolizeidirektion Innsbruck in ihrem Archiv die Original-Meldekarte von Frau Kaser, die in den beiden ersten Zeilen bürokratisch ungerührt vermerkt: „Von Jenbach Arbeitslager zugezogen. 20.12.44 Leopoldstr. 10/II“.<sup>5</sup> Dieses Eckhaus bei der Einmündung der Müllerstraße war damals das Weinhaus Bertagnolli, direkt gegenüber dem Hotel Greif. Über den Gasträumen im Erdgeschoss lagen die Privaträume der Besitzerfamilie, wo Frau Kaser in einem kleinen Durchgangsraum ‚wohnte‘, mit einer Art Ohrensessel zum Schlafen.

Frau Kaser musste außer den Gasträumen auch die Privatwohnung in Ordnung halten, doch war ihre Hauptarbeit die Mithilfe in der Küche des Wirtshauses. Dort gab es eine österreichische Köchin, die ein wenig auf sie schaute. In diesen letzten Kriegsmonaten lebte das Weinhaus Bertagnolli wohl hauptsächlich von der Versorgung von Arbeitertrupps, die vor allem zu Aufräumarbeiten nach Bombenangriffen eingesetzt waren. Keiner dieser Männer war es dann, sondern ein anderer Gast des Wirtshauses, der mehrfach wie im Scherz äußerte, er werde sie „schon noch kriegen“. Nachdem dieser Mann dafür den Bombenangriff genutzt hatte, musste die österreichische Köchin gegen alle Verständigungsprobleme Frau Kaser darüber aufklären, was er gemeint hatte, was geschehen war und was die Folgen sein würden.

Auch während ihrer Schwangerschaft blieb ihr die Köchin eine gewisse Stütze, bis die Hochschwangere abgemeldet wurde und auf sich alleine gestellt war. Als sie sich zuletzt allein zur Pforte der Innsbrucker Klinik schleppt, will man sie abweisen, doch da setzt die Geburt ein – ein Bub und ein Mädal. Nach einem kurzen Kindbett steht sie mit ihrem Zwillingspärchen vor allen Türen. Im Dunkel eines nasskalten Februarabends

5 Ich möchte an dieser Stelle meine Wertschätzung ausdrücken für die ordnungsgemäße Bürokratie eines unbestechlichen Beamtentums, deren Prinzipien die unverzichtbare ‚Gleichgültigkeit‘ rechtsstaatlicher Verwaltung gegenüber partiellen Interessen und Ideologien garantieren.

geht sie zur Innbrücke und überlegt, ob sie die Kinder voranwerfen oder gleich zusammen mit ihnen hinunterspringen soll. Irgendetwas hält sie ab und lässt sie wieder zum Weinhaus Bertagnolli gehen, wo man sich um sie kümmert.

### Von der Zwangsarbeit zur Gastarbeit

Frau Kaser lebte und arbeitete in diesem Wirtshaus ohne merkliche Änderung ihres Status über das Kriegsende hinaus, nach kurzer Unterbrechung wegen ihrer Schwangerschaft auch nochmals 1946/47 für ein paar Monate. Dadurch verbindet sie mit dem Kriegsende keine der Zäsuren, wie sie aus der allgemeinen Zeitgeschichte oder der Innsbrucker Lokalgeschichte dieser Tage im April und Mai 1945 bekannt sind. Sie weiß kein maßgebliches Datum und erinnert sich an keine letzten Kriegshandlungen, keine einrückenden Alliierten, keine weißen Fahnen oder was sonst üblicherweise erzählt wird, aber auch nicht an eine Erfassung als Displaced Person, die sie als ‚freie‘ ukrainische Zwangsarbeiter nun eigentlich war, oder an Bemühungen, dies zu umgehen. Alles behördlich Erforderliche – insbesondere gegenüber Melde- und Arbeitsamt – erledigten offenbar die Wirtsleute, die Frau Kaser zum Dableiben rieten. Sie sah auch selbst keinen Sinn darin, in eine nicht mehr vorhandene Heimat zurückzukehren, zumal sie noch in Zirl erfahren haben will, dass ihre Schwester mit dem zweiten Transport verschleppt, die Mutter verstorben und das Elternhaus zerstört worden sei. Hinweise, dass Geschwister noch lebten, habe es nicht gegeben.

Das Frühjahr 1945 war und ist für Frau Kaser keine Zäsur zwischen Krieg und Frieden. Sie blieb in ihrem eigenen Bewusstsein und in dem ihrer Umgebung auch nach 1945 „die Russin“, die sie vor 1945 gewesen war, desgleichen auf ihren späteren Dienstposten mit ihren immer gleichen Hilfsarbeiten als Küchen- und Hausgehilfin. So wurde sie auch bis weit in die 1950er Jahre hinein von verschiedenen Ämtern behandelt, mit denen sie zu tun hatte. Noch 1955 – fünf Jahre nach ihrer ersten Eheschließung – wurde sie bei der dritten Geburt als „Ausländerin“ von den üblichen Unterstützungen ausgeschlossen, bis sie schließlich die österreichische Staatsbürgerschaft bekam. Unvertraut, wie ich auch mit diesem Teil der Zeitgeschichte war, ist es mir ein neuer Gedanke gewesen, dass Abwehr und Abwertung von ‚Gastarbeitern‘ – speziell ‚aus dem Osten‘ und ganz besonders ‚Russen‘ und ‚Polen‘ – in direkter Kontinuität stehen könnten zur nationalsozialistischen Ausbeutung und Ausgrenzung von Zwangsarbeitern und speziell ‚Ostarbeitern‘ aus dem Leben ihrer ‚arischen‘ Umgebung, auch wenn oder gerade weil sie in dieser Umgebung untergeordnete Arbeiten verrichte(te)n.

Offenbar hat Frau Kaser auch manchen Amtsstellen der Nachkriegszeit noch länger Rätsel aufgegeben, wie sie angesichts ihrer Herkunft und ihres Schicksals behandelt werden sollte und ob überhaupt anders als vor dem Kriegsende. So führte das Meldeamt sie mit der Staatsangehörigkeit „Russland“ und dem Zusatz „Ukraine“ mindestens bis April 1950 weiter. Im März 1950 stellte das Innsbrucker Ausländeramt fest, sie sei „als U.d.S.S.R. ausländerpolizeilich erfasst“, änderte das dann aber auf „als ungeklärt ausländerpolizeilich erfasst“. Ein maschinengeschriebener Handzettel aus dem Kontext ihrer Eheschließung bescheinigt, „dass sie heimatloser Flüchtling ist und unter dem Schutz der IRO steht“, woraufhin ihr eine vorläufige Aufenthaltserlaubnis erteilt wurde. Ihre Versicherungskarte wiederum trug noch bis Mitte der 1950er Jahre den Vermerk „Ost-Arbt.“.

Wenige frühe österreichische Dokumente geben für Frau Kasers Konfession noch „orthodox“ an, was sie ihrer kulturellen Herkunft nach wohl auch war, obwohl vielleicht nicht mehr getauft. Sie erinnert sich aber an keine religiösen Rituale in ihrer Kindheit, an keine Kirchenbesuche, auch nicht an religiöses Brauchtum. Bald einmal gilt sie dann aber durchgehend als römisch-katholisch. Diese amtliche Zuordnung ist jedoch keiner tiefergehenden Konversion zuzuschreiben und nicht einmal ihrer eigenen Initiative, sondern wohl purer Pragmatik bei ihrer Eheschließung. In den letzten Jahrzehnten hat sie sich eher resignativ damit abgefunden, „halt irgendwie katholisch“ zu sein.

### Die ‚tote‘ Familie?

An dieser Stelle, wo sich weitere Fragen von historischen wie lebensgeschichtlichen Brüchen und Kontinuitäten stellen, widme ich einem weiteren rätselhaften Foto von Frau Kaser ein eigenes Kapitel. Sie hat mir dieses Foto mehrfach gezeigt und wirkte dabei stets bewegt. Es zeigt ihren Bruder Semen (Saben, Senja?) in der Uniform eines einfachen Rotarmisten unter einem blühenden Apfelbaum. Auf der Rückseite wurden zunächst mit Bleistift neun Zeilen in kyrillischer Handschrift geschrieben, schräg darüber mit Tinte dann nochmals fünf Zeilen, jedoch von anderer Hand.

Dieses Foto hätten einige Zeit nach Kriegsende zwei sowjetische Kommissare ihren damaligen Wirtsleuten überbracht, um sie – so ihre Überzeugung – damit zur Rückkehr in ihre Heimat zu locken. Geistesgegenwärtig hätten ihre Wirtsleute sie damals verleugnet, auch bei einem zweiten Versuch dieser Uniformierten, und zu weiteren sei es nicht gekommen. Nach Frau Kasers Erzählungen und den Anmeldungen ihrer Arbeitgeber in der späteren Nachkriegszeit müsste sich dieser Vorfall zwischen

Mitte 1948 und Ende 1949 ereignet haben. Demnach hätten sowjetische Behörden sie als jene Eugenia aus Czerneliwka ausfindig gemacht, die nach ihrer Zwangsarbeit in Innsbruck dieselbe Arbeit als ‚ausländische‘ Hilfskraft weitermachte, und jemand hätte ein vorhandenes Foto ihres Bruders mit einer Botschaft an sie überschrieben, um es ihr über die sowjetische Kommandantur in Innsbruck als Lockmittel zur Rückkehr in die Heimat vorzulegen, drei, vier Jahre nach Kriegsende. Frau Kaser scheint gewusst zu haben, dass es derartige Täuschungsmanöver zur ‚Rückverschleppung‘ tatsächlich gab.

Das Foto und die Sache haben mich weiter beschäftigt, und auch den Text auf der Rückseite dieses Fotos konnte ich schließlich entschlüsseln lassen: Die an „Anna“ (= Frau Kaser) gerichtete Überschreibung besagte, dass „wir dir dieses Foto für die Erinnerungen schicken“, und aus dem ursprünglichen Text ging hervor, dass es „für Bruder Anton von Bruder Semen [...] am 15.4.46 gemacht“ wurde. Ich wollte Frau Kaser zunächst direkt damit konfrontieren, dass demnach der von ihr nie namentlich erwähnte zweite Bruder Anton geheißen hätte und dass der von ihr stets als gefallen vermutete Bruder Semen zumindest ein Jahr nach Kriegsende noch gelebt habe. Plötzlich kam mir jedoch der Gedanke, es könnte damit ein zentraler Teil in Frau Kasers Lebenskonstruktion berührt sein, die ja auf der Annahme beruht, dass es ihre Familie in der Heimat nicht mehr gab. Wie aber, wenn sie damit wenige Jahre nach dem Krieg eine reale Möglichkeit hatte ausschalten *wollen*, weil sie sich in ihren hiesigen Verhältnissen einzurichten begann, die bei aller Tristesse in jener Zeit langsamer Normalisierung und des einsetzenden Kalten Kriegs aussichtsreicher schienen als alles, was ‚aus dem Ostblock‘ berichtet wurde? Aber wenn nun in jenem ukrainischen Dorf doch auch heute immer noch nahe Verwandte lebten?

Mir fiel ein, wie deutlich Frau Kaser einmal mein Angebot ausgeschlagen hatte, bei einer Suche über das Rote Kreuz behilflich zu sein. Sie ließ sich dann zwar auf die ‚kleine Lösung‘ ein, dem kurzen TV-Beitrag über ihren Fall einen Aufruf zu allfälligen Informationen über das Schicksal ihrer Schwester anzuhängen, aber als es keine Rückmeldung gab, schien sie eher beruhigt und die Sache für sie erledigt. So wagte ich es nicht mehr, mit dieser neuen Frage – *meine* Frage, nicht ihre – die Überzeugung zu irritieren, „dass da nichts mehr war“? Oder kann eine ‚andere Wahrheit‘ wert sein, an den zentralen Teil einer Lebensgeschichte zu rühren, auch wenn sich dieser als Lebenslüge erweist? Können Lebenslügen nicht auch dem Weiter-Leben dienlich sein? Und steht es mir zu, darüber zu befinden? Die Rekonstruktion geschichtlicher Lebensbilder

ist ein anderes Geschäft als das von Detektiven oder Therapeuten. Und doch ...

### Reminiscence-Outing

Für Ostermontag 2001 lud ich Frau Kaser zu einer Fahrt nach Jenbach und zum Essen im Gasthaus Esterhammer in Rotholz ein, gemeinsam mit der Journalistin Christl Finkenstedt, die inzwischen zwei ORF-Beiträge über sie gestaltet hatte. In Jenbach mied ich zunächst jene Zone, die mir die größte Passung mit ihren Schilderungen zu bieten schien. Dann fuhr ich die Rückseite des Werksgeländes an, wo noch einige alte Beleuchtungskörper hängen, aber auch dort wollten keine Erinnerungsbilder auftauchen. Hier nun kam erneut der Zufall zu Hilfe, diesmal in Form einer Familie, die unseren etwas sonderlichen ‚Osterspaziergang‘ bemerkt hatte. Rasch waren wir bei der Sache, zumal es sich bei dem Ehemann um den ehemaligen Fotografen der Jenbacher Werke handelte. Spontan führte er uns zu einem „Kollegen“, den er als kompetentesten Gesprächspartner empfahl: Fred Lägner, Jenbachs Alt-Chronist. So kam es zur denkwürdigen Szene, die für Frau Kaser ganz elementare Bedeutung gewann: Wir stehen zu Viert am Gießen-Bach, der weiter unterhalb in jenen Teil des Werkgeländes eintritt, den ich als vermutlichen Standort der Lagerbaracke im Auge hatte. Nur wenige Angaben von mir und Rückfragen an Frau Kaser genügen Fred Lägner, um mit Bestimmtheit zu sagen: Ja, da unten war die „Frauenbaracke“, und der ‚Engel mit dem Holzbein‘ war Josef „Beppi“ Rupprechter, der nicht weit von der Werkseinfahrt lebte. Und dann lässt Fred Lägner mit prägnanten Schilderungen vor unseren inneren Augen ein Bild von damals entstehen, das die ansichtige Gegenwart vergessen lässt.

### Ortskundlicher Exkurs

Fred Lägner besitzt aus der Zeit des Kriegsendes eine Aufnahme des Werksgeländes aus etwas größerer Höhe, auf der die „Frauenbaracke“ klar auszumachen ist. Im Gegensatz zu den anderen zwei- bis dreitausend Jenbacher Zwangsarbeitern, die mehrheitlich in einstigen Gasthäusern einquartiert waren und sich außerhalb ihrer Arbeitszeiten oft auch relativ frei bewegten, stand diese Baracke auf dem Werksgelände selbst, das eingezäunt und bewacht war. Hier habe es sich um Zwangsarbeiterinnen von anderen Dienstplätzen gehandelt, die sich dort etwas zuschulden hatten kommen lassen und daraufhin strafhalber unter diesen verschärften Bedingungen arbeiten mussten. Die Holzkisten seien für den Transport von Munition oder Maschinenteilen produziert worden. Nach dem Krieg

zogen Ausgebombte oder sonstwie Obdachlose in diese Baracke, die schließlich noch bis in die 90er Jahre hinein bewohnt war, ehe sie vor wenigen Jahren abgerissen wurde. Im Gelände ist die Stelle noch an einem Betonsockel erkennbar. Frau Kasers ‚Engel mit dem Holzbein‘ war in der Tat Tischler und im Werk beschäftigt. Das schon im Ersten Weltkrieg verlorene Bein kam ihm im Zweiten durch diesen zivilen Einsatz an der ‚Heimatfront‘ zugute. Von seiner Wohnung durchs Werkstor zur einstigen Frauenbaracke waren es keine fünf Fußminuten. Damit zeigte sich zugleich, wie kleinsträumig Frau Kasers Horizont auch in Jenbach war: Die Gleise auf der rückwärtigen Werksseite und der Bahnhof gehörten bereits zu einer anderen Welt ...

Diese Szene am Gießen dauerte keine halbe Stunde, aber sie bedeutete für Frau Kaser den Schlusspunkt ihrer Geschichte. Wiewohl sie äußerlich nichts wiedererkannte, war sie innerlich am Ort und in der Zeit des Geschehens angekommen, gemeinsam in dieser Mini-Öffentlichkeit aus einem ortskundigen Chronisten, einer Journalistin und einem Hochschullehrer. Diese ‚wildfremden Menschen‘ kannten sich aus mit all dem, was in ihrer Familie niemand auch nur wissen wollte. Die verstanden, was sie hier erlebt hatte, und die verstanden *sie*, das Mädchen aus der namenlosen Weite ukrainischer Felder, das die Geschichte genau hierher verschlagen hatte, wo sie jetzt mit ihr die inneren Bilder teilten, die im Heute ganz verschüttet schienen.

Frau Kaser wollte danach nicht mehr hinübergehen zu der Stelle, wo damals ‚ihre‘ Baracke stand. Sie wollte auch nicht mehr das Haus anschauen, wo sie fast jeden Sonntag die Kraft fürs Durchstehen der ganzen Woche tankte. Sie wollte überhaupt nichts mehr von Jenbach sehen, denn sie hatte alles ‚gesehen‘, was sie für einen Schlusspunkt brauchte. Die gute Stube des Gasthauses Esterhammer und das Ostermenü mit Lamnbraten waren jetzt genau das Richtige, um das zu feiern. Mit strahlenden Augen saß sie da: Das war’s für sie!

### Straflager?

Für mich allerdings war mit der „Frauenbaracke“ eine neue Frage aufgebrochen: Musste Frau Kaser nicht zum Kreis jener Sklavenarbeiter „unter KZ-ähnlichen“ Bedingungen gezählt werden, die das Versöhnungsfonds-Gesetz von normaler Industriearbeit abhebt und auch mit einem deutlich höheren Entschädigungssatz würdigt? Wolfgang Meixner verdanke ich einen maßgeblichen Hinweis zur Einordnung der Jenbacher Frauenbaracke, die gleichsam indirekt von keinem Geringeren als dem Innsbrucker

Gestapo-Leiter Werner Hilliges stammte: „[...] ein kleines Frauenarbeitslager unterhielten wir ab 1941 im Heinkelwerk Jenbach“<sup>6</sup>. Horst Schreiber vermutet darin eines jener Lager, die als Außenstellen des Arbeitserziehungslagers Reichenau in Tiroler Betrieben eingerichtet und geführt wurden, auch wenn es dazu noch keine näheren Forschungen gebe.

Frau Kaser mochte auf meine entsprechenden Andeutungen nicht eingehen. Sie wiederholte ihre Ablehnung des Begriffs „Straflager“, den ich ihr schon früher einmal nahezulegen versucht hatte, und bestand auf „Arbeitslager“. Zugleich war ihr jedoch klar, dass sie dorthin zur Strafe wegen ihres Ausreisens bei ihrem Zirler Dienstgeber gekommen war. Nichts anfangen konnte sie mit der Feinheit, ihre Baracke sei womöglich als „Arbeitserziehungslager“ bezeichnet worden (was schon im NS-Jargon oft auf „Arbeitslager“ oder nur „Lager“ verkürzt wurde). Insgesamt signalisierte sie bei allen Nachgesprächen unzweideutig, dass sie das alles nicht mehr wichtig fand, wo doch das Wichtigste geschehen war: Konkrete Menschen hatten ihr Schicksal ‚wahr‘-genommen und würden ihre Geschichte weitertragen, die sie damit auch ein Stück weit ‚los-geworden‘ war. Die Anerkennung dieses Schicksals durch die Republik würde sie noch erleben wollen, das schon. Aber auf den genauen Geldbetrag kam es ihr, für die es nun wirklich einen Unterschied machen würde, nicht mehr an. Ich sollte das Formale erledigen – als Lese- und Schreibkundiger gleichsam der ‚verlängerte Arm der Republik‘ –, aber dabei nicht noch irgendeine besondere Summe ‚herausschinden‘ wollen.

## Die Entschädigung

Auf Basis meiner ersten Interviews mit Frau Kaser hatte ich im März 2000 eine kleine Expertise verfasst, die der Regierungsbeauftragten Dr. Maria Schaumayer zugeleitet wurde. Damals stand noch aus, „inwieweit österreichische Staatsbürger, die in das österreichische Sozialnetz eingebunden sind, zum Kreis der von der österreichischen Bundesregierung und der österreichischen Wirtschaft geplanten, freiwilligen humanitären Hilfe Begünstigten zählen sollen“. Diesbezüglich dürfte Frau Kasers Fall die letztlich positive Entscheidung maßgeblich befördert haben, zumal mit nur wenigen Hundert Anträgen dieses Personenkreises zu rechnen war. Tatsächlich waren es im Juli 2001 laut mündlicher Mitteilung des Versöhnungsfonds 199 Fälle. Zur Beurteilung von Frau Kasers Arbeit in Jenbach hatte ich gegenüber dem Versöhnungsfonds im Februar 2001 formuliert,

6 Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstands (Hg.), Widerstand und Verfolgung in Tirol. Eine Dokumentation, 2 Bde., Wien 1984, Bd. 1, S. 581.

die Frauen dieses Lagers seien „in der industriemäßigen Produktion und Zulieferung der seinerzeitigen Heinkel-Werke“ eingesetzt gewesen.

Im März 2001 erfolgte die schriftliche Mitteilung, Frau Kaser sei grundsätzlich leistungsberechtigt, und das damit befasste Komitee ordnete sie dann der Kategorie Industriearbeit zu. Doch bis heute bin ich im Zweifel, ob ich nicht eine Expertise hätte nachreichen sollen, wonach angesichts der realen Lebens- und Arbeitsbedingungen der Jenbacher Frauenbaracke und auch in formaler Hinsicht die dortige Zwangsarbeit als Sklavenarbeit unter KZ-ähnlichen Bedingungen anzusehen wäre.

Frau Kaser musste zuletzt noch die Antragsförmlichkeiten hinter sich bringen, einschließlich ihrer notariell beglaubigten drei Kreuze. Der Geldbriefträger kam am 1. August 2001, womit sie eine der ersten Entschädigten überhaupt war. Alles, was sie von diesem Ausdruck humanitärer Würdigung durch die Republik in Händen hält, ist der schmale Papierstreifen eines Überweisungsbelegs der Postsparkasse mit dem Text „Entschädigungszahlung Akte [+AZ]“: nicht einmal ein Absender, dem sie ihren Dank hätte aussprechen wollen. So sprang ich auch dafür anstelle der Republik ein: Im September 2001 machte ich mit ihr einen Ausflug zum Almabtrieb im Lüsenstal, mit einem guten Mittagessen beim Almwirten, und als ich sie wieder heimgebracht hatte und wir uns verabschiedeten, nahm ich auch die beiden dicken Geldscheine an, die sie mir mit Tränen großer Rührung zusteckte – Würde heißt gerade auch im Alter, herzlichen Dank erweisen zu können, der ebenso herzlich angenommen wird.

## Und heute

Ich habe hier Frau Kasers Lebensstationen nach dem Krieg unvollständig und ungenau nachgezeichnet, nicht die genaue Abfolge ihrer Hilfstätigkeiten, nicht ihre Ehen, nicht ihre Beziehungen zu Kindern, Enkelkindern und den ersten Urenkeln. Es möge das Resümee genügen, dass es in ihrem Leben weder ein originales noch ein verspätetes Wirtschaftswunder gab noch erwähnenswerte Phasen eines familiären Glücks, wie es selbst in bescheidenen Verhältnissen unterster Milieus mitunter erfahren wird.

Seit dem Tod ihres letzten Ehemanns lebt Frau Kaser allein. Weil sie ausreichende eigene Versicherungszeiten nicht zusammenbrachte und auch die Witwenrente nicht viel hergibt, bezieht sie die Ausgleichszulage. Ihr Mann brachte in diese Ehe ein kleines Häuschen in einer ‚Bombensiedlung‘ (für die ersten Bombengeschädigten) mit, an dessen Bau er selber noch im Krieg mit Hand angelegt hatte. Hier bewohnt Frau Kaser im Erdgeschoss eine größere Wohnküche und eine kleinere Schlafkammer. In dieser gewohnten Umgebung hält sie an dem ihr verbliebenen Wohnrecht

fest, während das übrige bescheidene Erbe ‚den Bach runtergegangen‘ sein dürfte. Einerseits gibt es eine zeitgemäße Küchenzeile, andererseits heizt sie beide Räume mittels eines schmalen Ofens mit Holz und Kohle. In der Wandmitte ‚thront‘ ein Fernseher, der meist auch während unserer Gespräche weiterlief. Die Wände sind mit Bildern und vielen gerahmten Fotos von Kindern und Enkelkindern geschmückt, größtenteils im Zusammenhang mit Familienfesten aufgenommen, zu denen Frau Kaser gelegentlich eingeladen ist. Ansonsten beklagt sie sich über die Gleichgültigkeit, die sie seitens ihrer Kinder zu spüren glaubt. Niemand „von denen“ kümmere sich, sagte sie immer wieder, und nur vereinzelt erfahre sie von der durchaus zahlreichen Verwandtschaft etwas Zuwendung und erhalte auch nur selten Besuch. Schon gar nicht bestehe irgendein Interesse für ihre Geschichte.

In der Nachbarschaft hält sie ein paar gewachsene Kontakte, und sei es über den Zaun hinweg, wenn sie den kleinen Vorgarten pflegt. Hinzugekommen sind regelmäßige Besuche in der Seniorenrunde des Sozialsprengels, mit dessen Unterstützung sie zum ersten Mal zwei Wochen Urlaub im Brixental machen konnte. Nur im Rückblick auf ihr Leben lässt sich nachvollziehen, was sie beim Ausflug mit den Studenten mit überzeugendem Strahlen in den Augen sagte: „So gut ist es mir noch nie gegangen!“

In letzter Zeit haben sich gesundheitliche Probleme verstärkt, und wenn sie diese auch mit großer Geduld auf sich nimmt, so nehmen Arztbesuche und Behandlungen doch immer mehr Aufmerksamkeit und Zeit in Anspruch. Immerhin konnte sie jüngst im kleinen Rahmen ihren 80. Geburtstag feiern.

Frau Kaser hatte ihren frühen Lebensweg und vor allem ihre ukrainische Abstammung sowie Details ihres Wegs nach Tirol stets zurückgehalten, auch gegenüber ihren eigenen Nachkommen. Von diesem und jenem Familienmitglied kamen diesbezügliche Nachfragen erst nach ihren Gesprächen mit meiner polnischen Studentin auf, dann vor allem auch, nachdem „der Herr Professor“ sowie „die Frau vom ‚O-erreff‘ [ORF]“ sich interessiert zeigten und weitere Gespräche führten. Da Frau Kaser für jeden Brief fremde Hilfe in Anspruch nehmen muss, geriet auch durch unsere Korrespondenz ihre wahre Lebensgeschichte in den Blick einer etwas größeren Umgebung.

Die Diskussion um Entschädigungen für ehemalige Zwangsarbeiter erlebte Frau Kaser zunächst zwiespältig: Einerseits wollte sie in diese ganzen Erinnerungen nicht mehr allzu tief eintauchen. Auch war sie auf eine Geldzahlung nicht wirklich erpicht, zumal ich Befürchtungen zerstreuen musste, sie könnte mit ihrer Ausgleichszulage verrechnet werden.

Ihre Besorgnis wurde auch wach vor einer Wiederbelebung negativer Gefühle und Äußerungen über „die Russin“ in ihrer Nachbarschaft, die eine derartige Zahlung mit Neid aufnehmen könnte. Andererseits wurde ihr Gerechtigkeitssinn angestachelt, der ihr sagt, dass mit Entschädigungen nicht nur die Schicksale jener gewürdigt werden sollten, die nach dem Krieg wieder in ihre Heimat zurückkehrten, zumal gerade ihr das Leben in Österreich auch nach 1945 wahrlich nicht leicht gemacht wurde. Inzwischen deutet sich an, dass sie ihrer Familie und ihrer Umgebung sehr wohl von ihrem Leben erzählen will, weil sie zu begreifen beginnt, was sie mit ihrer Lebensgeschichte auch anderen zu sagen hat.

Heinz Blaumeiser, La “russa” tirolese – dalla deportazione al risarcimento. Un caso di vita

Grazie all'istituzione del Fondo austriaco di riconciliazione e al lavoro della “Historikerkommission” (commissione di storici) sono stati fatti decisivi passi in avanti nell'approccio con il quale gli studiosi e l'opinione pubblica della Seconda Repubblica affrontano oggi la questione del lavoro coatto in epoca nazionalsocialista e della sua carente tematizzazione. Non si è proceduto soltanto a inquadrare in tutta la loro ampiezza tematica modelli e dettagli di strutture e processi di ordine generale, ma anche a dare visibilità a numerosi destini individuali. L'approfondimento delle conoscenze attraverso l'analisi di esperienze esistenziali che suscitano immediata comprensione sul piano emozionale contribuisce in misura decisiva a integrare segmenti separati della coscienza storica collettiva, promuovendo così il riconoscimento tardivo dell'ingiustizia e un omaggio alle vittime che va ben oltre il mero risarcimento materiale. L'incontro con i destini individuali arricchisce lo stesso lavoro di ricerca, anche se la specializzazione settoriale viene a tratti messa a dura prova dai “fastidiosi” problemi operativi posti da un approccio responsabile alle questioni personali.

Nel presente contributo si è cercato di porre in evidenza entrambi questi aspetti, adottando la forma saggistica di uno spaccato di ricerca. Al centro dell'indagine si trova dunque la ricostruzione storica di una singola biografia: Eugenia Kaser, nata in Ucraina nel 1923 e cresciuta in un kolcoz, viene deportata in Tirolo nel 1941 per essere destinata al lavoro coatto. Per tre anni lavora in una locanda con annessa azienda agricola e forestale a Zirl, dove viene usata per ogni sorta di mansione inerente a quel genere di attività economica. Un tentativo di fuga per sottrarsi alle opprimenti condizioni di vita cui è costretta le costa mesi di internamento nella

baracca delle donne delle Officine Heinkel – un'industria di armamenti – a Jenbach. Liberata nel 1944, viene assegnata come cameriera e aiuto-cucina a una locanda di Innsbruck. Nella misura in cui l'ex lavoratrice coatta rimane a tutti gli effetti "la russa" anche dopo essere diventata lavoratrice straniera, l'ora zero' le passa accanto senza toccarla. La cesura è rappresentata per lei da uno stupro subito durante l'ultimo bombardamento di Innsbruck, in seguito al quale si ritrova sola con una coppia di gemelli.

Non fa ritorno a casa, resiste anche a un tentativo da parte dell'Unione Sovietica di indurla a rientrare in patria, perché non crede di poter ritrovare familiari sopravvissuti. Pur conducendo una vita difficoltosa, riesce comunque a tirare avanti negli anni del dopoguerra con i gemelli e altri figli; ottiene finalmente la cittadinanza austriaca e anche dopo il secondo matrimonio il 'miracolo economico' continua a restare per lei soltanto un miraggio.

Ciò che in questa breve sintesi appare lineare, si dissolve nel saggio negli aspetti di contraddizione e anche di enigmaticità di questa vita, che si riflettono pure nelle tante difficoltà di ricomporre i diversi tasselli di un quadro fatto di racconti orali e documenti personali. Già il fatto che la signora Kaser sia diventata il 'mio caso' non è da ascrivere a una qualche metodica ma a circostanze fortuite e a inclinazioni soggettive, che hanno influenzato fino all'ultimo il mio lavoro di rievocazione con lei e le mie ricerche sul contesto storico nel quale si inserisce il suo percorso esistenziale.

È questo il motivo per cui il saggio presenta numerose frammentarietà e lacune, indici della difficoltà che ho riscontrato nell'affrontare insolite questioni specialistiche; queste sono emerse nel tentativo di ricostruire questa vita in tutte le sue sfaccettature: problemi linguistici e di traslitterazione ucraino-tedesco / alfabeto cirillico-alfabeto latino; microstoria militare della Seconda guerra; storia nazionale e amministrativa di regioni remote; cronistorie di comuni, aziende e famiglie tirolesi; luoghi di conservazione e procedure burocratiche da espletare per la consultazione di particolari documenti e così via. Mi sono dovuto porre anche problemi riguardanti aspetti particolari, estranei alla mia disciplina, afferenti alla linguistica – la signora Kaser è un'analfabeta primaria –, alla geografia, alla botanica ecc. Perfino all'interno del mio ambito specialistico – le metodologie di ricerca biografica – mi sono imbattuto in questo caso in notevoli difficoltà, in particolare riguardo alla mia concezione del "racconto autentico"; le mie 'passeggiate empiriche' mi hanno poi riservato alcune sorprese, tra le quali ricordo come particolarmente toccante un 'reminiscence-outing' con la signora Kaser nel luogo dei suoi anni più bui.

Nel saggio ho cercato di far trasparire tutti questi aspetti attraverso esempi e nella costruzione del testo; i problemi specialistici confluiscono a tratti nella ricostruzione biografica o vengono trattati separatamente in paragrafi a sé stanti.

A causa di numerosi dettagli 'atipici' della sua vita, la signora Kaser figura come un caso unico, a tutti gli effetti, tra i 'solo' 200 "Ostarbeiter" di cittadinanza austriaca che sono stati risarciti. Perché, dunque, presentarla come un 'caso esemplare'? Il saggio intende contrastare l'equivoco secondo cui un 'caso' individuale possa essere ricostruito nella sua completezza storico-biografica legittimamente solo in quanto 'esempio' di un 'tipo' di biografia completa. Il prezzo da pagare è rappresentato da 'levigature' che privano i soggetti di questo lavoro di ricerca della loro individualità, la quale è realtà storica tanto quanto lo sono le generalità tipizzanti. Soltanto la ricostruzione di un' 'intera vita', che tenga conto del mutamento di fattori generali e particolari, consente di riflettere in termini storicamente appropriati su quali aspetti, nella loro diversa valenza, vadano trattati in termini generalizzanti con l'occhio rivolto alle generalità storico-sociali, e quali vadano trattati in termini individualizzanti con l'occhio rivolto alla singola personalità.